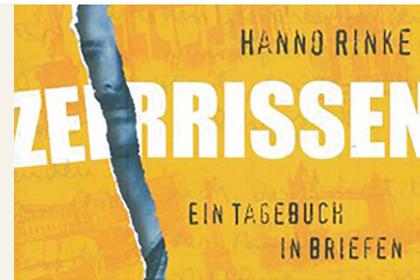


Briefe

ZERRISSEN



Berlin, Juli 1952

Häufig spielten wir im leuchtend grünen Schilf auf unserem nach Teer duftenden Holzsteg. Detlev fiel ins Wasser, ich nicht. Er war eben unternehmungslustiger, ich überlebensfähiger. Dennoch war ich es, der unbedingt mit ihm auf einem selbst gebastelten Floß auf dieses Wasser hinaus wollte, weil Gott mir versprochen hatte, er würde uns in der Mitte des Sees zu sich nehmen. Ärgerlicherweise hatte Gott aber Detlev gesagt, ich müsse erst eine Handvoll Dung essen, es sich aber, nachdem ich das getan hatte, doch anders überlegt und Detlev gebeten, wir sollten an Land bleiben. Allerdings war Gott nicht immer so fürsorglich. Als Detlev eine im Grunewald liegen gebliebene Bombe fand, behämmerte er sie, bis sie explodierte. Erst verlor er sein Augenlicht, dann an den Spätfolgen sein Leben.

Berlin, Mai 1969

Meine am Vormittag eingetroffenen Eltern fühlten sich belästigt durch die Demonstration. Ich glaube, dazu sind Demonstrationen da. Sonst brauchte man ja nicht am Kurfürstendamm den Weg zu versperren, sondern könnte durch Schmaragdendorf laufen. Aber sie demonstrieren dauernd gegen, kaum je für etwas.

Die scheinen keine umziehenden Großmütter, heiratenden Cousinen oder Werksbesichtigungen zu haben. Ihr privater Protest ist denen wichtiger als mein Entsetzen vor der Öffentlichkeit. Im Setzen von Prioritäten besteht der Sinn des Lebens. Also: versäume ich da etwas? Ich bin Lehrling bei Siemens. Was lehrt mich diese Auflehnung hier? Mir schwant: ich werde immer auf der verkehrten Seite stehen, weil es die richtige nicht gibt: steh ich am Halensee, muss ich zur Gedächtniskirche, und bin ich im KaDeWe will ich im Moby Dick sein. Stünde das Kempinski auf der anderen Ku-Damm-Seite, dann brauchte man sich durch keinen Protestzug zu kämpfen, um zum Ludwigkirchplatz zu kommen, und läge Stalingrad in Ägypten, dann wären dort keine Soldaten erfroren. Einmal von etwas Hundert Prozent überzeugt sein! Nur fünfzehn Minuten lang, damit man weiß, wie das ist und versteht, was die anderen meinen.

Rom, Mai 1972

Rom. Vier Jahre später. Etwa 15 Stufen, dann die terrassenartige Fläche, die

Balustrade und kerzengerade unter mir die Via Condotti. Ich sitze mitten auf der Spanischen Treppe, mitten in der Mittagssonne, mitten unter den singenden, gitarrespielenden, schweißduftenden Träumern, die Rechtschaffene heute unter dem Begriff ‚Gammer‘ zusammenfassen. Ihre Musik klingt ein bisschen romantisch, ein bisschen aufsässig ... weltverloren, selbst gewonnen. Unter uns flaniert die Nobilità mit kühler Selbstverständlichkeit, und in den Schaufenstern hat man Gelegenheit, die Stilmerkmale von Gucci und Valentino zu unterscheiden. Hier oben gilt es, den Unterschied zwischen Grateful Dead und Ten Years After zu erkennen. Bewusstwerdende Lebensgefühle, die nach Differenzierung und Artikulation suchen. Ich Ignorant habe ja Valentino auf Capri kennen gelernt und hielt ihn bloß für das Schmuckstück der geschiedenen Frau Thyssen. Da ich selbst Mitbringsel war, hätte ich wissen müssen, wie eigenständig die manchmal sein können.

Berlin, Dezember 1975

Am Mittag war ich notgedrungen mit Carlos Kleiber und Eva Wagner zusammen. Schweizerhof, gegenüber dem Interconti, ehemals Hilton. Gute Küche, schlechte Stimmung. Kleiber, exzentrisch wie immer, fürchtete sich vor Michelangeli, behauptete er.

Stolz war er nur darauf, dass er in der vorigen Woche im ‚Imperial‘ die ganze Nacht durch das heiße Wasser hatte laufen lassen, damit sich am Morgen die Gäste beschwerten, dass sie kein Wiener warmes Waschwasser hatten. Eva Wagner lächelte ehrgeizig-verzeihend, eventuell in Gedanken an ihren Urgroßvater. Nach dem Nachtschlaf fl og ich ab. Später wollte Kleiber Michelangeli dafür verklagen, was er Beethoven angetan hat. Wer ihn daran gehindert hat, bis nach Karlsruhe zu gehen, weiß ich nicht. Ein Mensch hätte das nie geschafft.

München, Januar 1982

Das Essen war steif und in Ordnung, Franz Josef Strauß so manierlich, dass es mir beinahe die Suppe verschlug. Beim Hinüberwechseln in den Salon deutete Peter von Siemens verschmitzt auf die Hakenkreuze im Teppich und sagte: „Hakenkreuze“. „Is not from Hitler“, erläuterte Peter, „Persia, Persia“. Dann gab es Cognac und Uli Märkles Umsichtigkeiten zu dankenden twelve years olden Scotch, Bernsteins Lieblingsnahrung.

Das Bemerkenswerteste war es für mich gewesen, dass ich bei Siemens als Lehrling einen Brieföffner hatte schleifen müssen, dass ich drei Jahre später vor den Auszubildenden referiert habe und im Gäste-Casino am Wittelsbacher Platz bewirtet wurde; und nun, zehn Jahre nach meiner Kaufmannsgehilfenprüfung in Erlangen, war ich bei Herrn und Frau von Siemens zum Abendbrot gewesen. Mehr kann man nicht erlangen, nun konnte ich stolz sterben. Oder ebenso stolz weiterleben, weil, nachdem alles Oberfl ächliche abgehakt war, nun endlich wieder mal die inneren Werte auf ihr Recht pochen durften und die Fürsorge für die Menschheit.

Washington, Juli 1982

Rostropovich ist überschwänglich, hitzig und immer berechnend. Wer glaubt, er könne sich ihm gegenüber genauso kumpelhaft benehmen wie er das tut, fliegt auf der Stelle raus. Aber da ich ja, wie Du behauptest, nicht einmal naiv geboren bin, tappe ich nicht in diese Falle.

Am meisten fürchtet sich Alison vor seinen Kuss-Attacken: Sie ist die Gefährdetste und Abgeneigtste.

Auch Rostropovich, von allen zärtlich? ‚Slava‘ genannt, sprach mich aufs Komponieren an. In seiner einzigartigen Art vermittelte er mir „Die Musik verlangt alles. Und wenn du morgens kommst ins Hotel von Ficken, du musst dich hinsetzen und komponieren, eine Stunde lang.“ Irina, die meine bisweilen frühmorgendliche Heimkehr ins gemeinsame Hotelzimmer mit Ingrim beobachtet (einmal saß sie auf gepackten Koffern, wusste aber nicht, wo der Flugplatz war), wäre vermutlich gerührt, wenn ich mir die Jeans runterzerterte und mich fi eberhaft über ein Notenblatt beugte: so was versöhnt doch.

Außerdem schreibe ich ja, inspiriert von Bernsteins Lectures, tatsächlich ein neues Orchesterwerk.

Rostropovich redet intensiv auf Irina ein, wenn er nicht gerade das Cello im Arm hält, sie hat ihn schon auf ihre Hamburger Terrasse eingeladen. Zweifellos wird er kommen, und Guntram wird endlich merken, dass auch ich es zu etwas gebracht habe. Verblüfft ist Irina über ‚Slavas‘ heißherzigen Nationalismus. Er fährt nach der Aufnahme weiter zu Solschenizyn, bei dem er viel Zeit in Amerika verbringt. „Eines Tages wird das Volk die Sowjet-Herrschaft abschütteln und dann wird das glorreiche Russland wieder auferstehen“, sind sich die beiden älteren Herren einig. Irina glaubt das nicht, gruselt sich aber trotzdem vor so viel Siegesgewissheit. Das ist das Polnische in ihr. „Die Polen können die Deutschen nicht ausstehen“, sagt sie manchmal, „aber noch mehr hassen sie die Russen.“

Salzburg, August 1983

Ich trat ein in die abgelegene Schenke: Aufgezwirbeltste Schickeria saß in Designtem und nagte an kunstvoll drapierten Häppchen. Jemand trat entgeistert auf mich zu, was ich denn suche. In die Runde blickend, gestand ich, auf jemanden fixiert zu sein, der wohl noch nicht da war.

„Wie heißen denn die Herrschaften?“

Ich nannte den Namen, sicher ein bedauerndes Kopfschütteln als Antwort zu erhalten. – Weit gefehlt. „Bitte sehr, da sind schon Herrschaften eingetroffen.“ Ich zupfte an meinem etwas ausgeleierte Pullover und folgte plattfüßig dem Maître an einen kerzenerhellten Tisch, von dem zwei hochgemotzte Schwuchteln mich beleidigt aus ihren Stehkrägen heraus musterten.

„Die mein ich nicht“, sagte ich, leicht geniert wegen meines Aufzugs und der Idee für Deresgleichen in runtergekommen angesehen zu werden.

„Dann müssen Sie halt draußen warten“, entgegnete der Maître, nun seinerseits pikiert.

Ich versuchte mich zu zwingen, langsam und elegant hinauszufedern, bin aber nicht sicher, ob ich über eine Mischung aus Schnaufen und Stolpern hinausgekommen bin. Jedenfalls bin ich hinausgekommen. Und für den folgenden Fußmarsch bewährten sich, erstmals am Abend, meine Turnschuhe.

Paris, September 1983

Ein Paris. Ein wolkenloses, septemberwarmes, sehr-sehr schönes Paris um die Mittagszeit. Die Sonne glitzerte durch die Ahornblätter, die Boulevards wogten, die Menschen saßen vor den Restaurants, Brot und Wein auf den Tischen. Keine Hast, keine Hitze – Friede und Wärme. Ihr alle, die ihr da sitzt und gemessen euren Wein trinkt, warum gehöre ich nicht zu euch? Warum saufe ich mich unersättlich von einer Trunkenheit in die andere. Warum esse ich mein Brot nicht mit Anstand, sondern zerkrümle es über den Tisch und scheure meine Handflächen auf den Bröseln. Warum gehe ich nicht wie ihr um elf schlafen und stehe um sechs oder sieben auf, sondern gehe um sechs oder sieben schlafen und stehe um elf auf. Ich will nicht sein, wie ich bin. Und ich bin auch gar nicht so. Ich sehe euch zu, im Vorbeigehen, wie ihr auf einer Bank sitzt und in die Seine blinzelt, ich sehe euch zu, wie ihr in einen Laden geht und mit einer braunen Papiertüte auf den Unterarm geklemmt wieder herauskommt, wie ihr eine Speisekarte lest und dabei doch die Passanten im Auge behaltet, wie ihr um Feuer bittet und mit einem Lächeln dankt, während eure Hand die des anderen freigibt, wie ihr Tomaten aussucht, Tee eingießt, Hunde an die Leine nehmt, wie ihr nichts tut und nichts denkt. – Ich sehe alles, alles. Heute komme ich mir fremd vor unter euch, ein aus der Art Geschlagener, aber ich sehne mich nach euren Regeln und Wünschen. Regeln habe ich nicht, und meine Wünsche will ich aufgeben. Hier an diesem lichten Mittag gehe ich durch eine enge Straße weißer Häuser, alte, würdige Gebäude, die auf eine Brücke zuführen. Ich überschreite die Brücke, der Blick wird frei nach beiden Seiten, am schimmernden Wasser liegt links Note Dame, rechts in weiter Ferne der Pont Austerlitz erinnert an Sieg und Triumph.

Ich schlendere so weiter, keine Ahnung, wo ich bin und denke: wie könnte es mir jetzt gut gehen. Die Straße ist freundlich, sauber, nichtssagend – ich auch, im hellen Anzug mit ungetönter Brille: ein Spaziergänger, kein Jäger. Pont Austerlitz ist außer Sichtweite. Waterloo kommt.

New York, Oktober 1983

Im Asphalt spiegelt sich – schierer Überfluss – was selbst unverdoppelt gar nicht nötig wäre. Es ist ein ganz, ganz trostloser Sonntag. Dieser Regen ist genauso ausufernd wie das Sandwich vor mir: Brot, Putenbrust, Salat, Mayonnaise, Brot, Käse, Tomate, Salat, Bacon, Tomate, Brot. Selbst ein Krokodil hätte Schwierigkeiten, abzubeißen. Es ist immer dasselbe New York. Ich freu mich, hier zu sein, und ich freu mich drauf, abzureisen. Jeder vernünftige Tourist wäre jetzt im Museum. Aber meine Höhepunkte bestehen nun mal aus anderer Leute Alltag.

Man bekommt richtig Angst, die Unersättlichkeit zu verlieren. Was soll bloß wirklich aus mir werden? Hauptsache kein Manager!

Ich bin so felsenfest entschlossen zur Zeit: wenn ich wüsste, was ich will – ich würde es bestimmt tun.

Tel Aviv, Mai 1984

Dass es im ‚Independence‘-Park in Tel Aviv zu keinen sakralen Handlungen gekommen war, hatte vermutlich an mir gelegen. Ich war nicht ganz so unabhängig wie die Umgebung. Vielleicht hatte ich ja eine gewisse Zaghaftigkeit ausgestrahlt. Denn, also, wie soll ich das beschreiben – Tontechniker Achim Niss behauptete, gleich am ersten Abend hätte im Park ein offenbar sehr orthodoxer Jude den Versuch unternommen, Achim die Vorhaut abzubeißen. Nur einige recht heftige Faustschläge in das Gesicht des frommen Mannes hätten den Gläubigen dazu bringen können, die Zähne wieder auseinanderzukriegen.

Aber Achims Laken triefte trotzdem am nächsten Morgen vor Blut, irgendwie ja sehr biblisch, und da ich meiner Vorhaut bereits 1972 in Doktor Guths Klinik in Klein Flottbek verlustig gegangen war (ich denke immer noch über die Inschrift für den Grabstein nach), brauchte ich mich an und für sich nicht zu sorgen, dennoch überschattete dieses an einem Fremdling vorgenommene, feierliche Ritual die freudige Erregtheit meines Parkbesuch doch ein wenig.

Wien, Februar 1984

Bernstein ist genial, alt und einsam. Er besäuft sich, wie ich mich besaufe: mit Alkohol und Menschen. Mir fällt nichts auf, was ich von ihm lernen könnte, weil ich alles, was mir von ihm zugänglich ist, schon bin. Gestern Morgen saß er nach einer langen Nacht vorm Spiegel, um sich fürs Fernsehen antuschen zu lassen. Er hatte die ganze Zeit mit geschlossenen Augen zu mir geredet. Als der Maskenbildner von ihm abließ und beiseite trat, sah er kurz auf, ohne den Kopf zu senken. Er blinzelte gegen sein Spiegelbild und sagte ganz langsam: „Was this all you could do for me?“ Dann sagte er nichts mehr, stand auf und ging in den Vorraum, in dem Justus Frantz immer noch fi eberhaft die Anfangspassage des Schumann Klavierkonzerts übte. „It’s too late now“, sagte er.

Er sah mich an, ohne zu lächeln, gab mir einen melancholischen Stoß gegen die Rippen und verschwand, den Taktstock in der Hand, gegen die Bühne hin. Unmittelbar vor dem Lichtkegel reckte er sich in verzweifelter Entschlossenheit zu giraffenhaften ein Meter fünfundsiebzehn auf und betrat entschlossen die Bühne, der Kaiser von Amerika, der gleich in den purpurnen Jubel des Publikums eingehüllt wurde wie ein Schiffbrüchiger, der, kaum an Bord, nicht nur begafft, sondern auch in wärmendes Klatschen gepackt wird: Sofort war er Kapitän.

London, Februar 1984

Wenn ich mich jetzt in diesen besessenen Menschenstrudel reinstürze, dachte ich: vielleicht werd ich es nicht überleben. Vielleicht werde ich – wie der Dirigent am Pult, der Kapitän am Steuerrad – über einem Klodeckel tot zusammenbrechen: was für ein würdiges Ende eines erfüllten Lebens. Hinter der vollgekritzelten Tür mit dem Schild ‚Besetzt‘ bin ich mindestens so zu Hause wie hinter der polierten Mahagoni-Tür zum Kempinski-Grill. Wie viel schöner, leblos in feste Arme zu sinken als in ein Kalbsrückensteak mit Rahmsauce.

Vielleicht ist die einzige Sekunde, die wichtig ist die, in der sich Tod und Leben treffen, und alles, was vorher geschieht, passiert in lüsterner Ehrfurcht vor diesem sinnlos-entscheidenden Augenblick: der wirkliche breakdance, bei dem es „krrrk“ macht. Ich habe mich daran gewöhnt, meine Vernichtung als etwas so Selbstverständliches hinzunehmen wie die Müllabfuhr, wundere mich nur, wie nachlässig sie vorgeht und genieße spitzbübisch mein ungerechtfertigtes Überleben. Ich bin der Erfi nder inbrünstiger Gebete, raffi nierter Sexpraktiken und einer Reihe von Salatsaucen – aber ich würde deshalb meine Chancen auf Unsterblichkeit nicht überbewerten. Vielleicht wird es ein Reinform, vielleicht schlicht ein Durchfall, bei Licht besehen womöglich nur Abfall – lohnend wird es auf jeden Fall.

Wien, März 1984

Am vergangenen Freitag Nachmittag um fünf soll Ivo kaugummikauend bei Karajan in die Garderobe geschlurft gekommen sein und des Maestros Frage nach Ivos abfälligem ‚Hör-Zu‘-Interview geringschätzig beantwortet haben: statt in halbseidene Magazine zu gucken, sei es für Karajan besser, in die Partitur zu sehen. Die kenne er, ließ Karajan den Pianisten wissen und drängte ihn auf die Bühne, wo dann beide Herren mit bemerkenswerter Ausdauer ihre jeweiligen Versionen des Werkes und gänzlich uneingeschüchtert vom unterschiedlichen Tempo des jeweils anderen nebeneinander herspielten.

„Hochbegabt, ich gäbe etwas drum, wenn ich diese Hände hätte – aber so kann man das nicht spielen“, sagte Karajan am nächsten Tag. Er lächelte mir kurz zu, unnahbare Intimität. „Ich werde von mir aus nichts zu Gerüchten beitragen. Eine Überanstrengung des rechten Arms, Schluss. Aber wenn er von sich aus nicht still bleibt, dann werde ich drei Sätze loslassen, die kann er sich hinter die Ohren schreiben.“ Er sah schon weg von mir und schnarrte noch im Rausgehen: „Devise: Maul halten!“

Berlin, September 1984

Die Presse liebt die angebliche Rivalität zwischen den beiden Dirigenten, und ich muss natürlich ständig abwiegeln. Doch – oder denn – inzwischen ist Bernstein Karajan gegenüber genauso negativ eingestellt wie umgekehrt.

“Was immer er in der Nazi-Zeit getan haben mag, und wie er mit seinen Frauen umgegangen ist – es geht mich nichts an, aber was er mit der Neunten Mahler gemacht hat – das ist unverzeihlich.“

Als Karajan im Spätsommer 1982 wieder mal nicht in Berlin rumweilte, gab er seine Philharmoniker zähneknirschend frei, so dass Bernstein Mahlers Neunte mit ihnen aufführen zu dürfte. Bernsteins Noten mit seinen Eintragungen, die während der Aufführung auf den Pulten der Musiker gelegen hatten, wurden Bernstein nach dem Konzert nicht zurückgegeben. Karajan ging mit dem Werk auf Tournee in die USA und nahm es mit den Berliner Philharmonikern für Deutsche Grammophon auf. Dann bekam Bernstein seine Noten zurück.

“Unforgivable“, sagt Bernstein dazu. Davon abgesehen (was unmöglich ist), lässt Bernstein der Medienrummel über die Rivalität um ihn und seinen Gegenpol ziemlich kalt. Er glaubt, er hätte sogar ein ganz gutes Verhältnis zu Karajan haben können, aber Eliette habe alles verdorben. Als Bernstein und Karajan sich in Salzburg trafen, habe sie sich an Bernstein geschmiegt und immer wieder gesagt: ‚(H) erbärt, der Lenny hat so wunderschöne Musik geschrieben, warum schreibst Du nicht auch mal so schöne Musik?‘, da habe Karajan sich verhärtet.

Moskau, August 88

Wie Bernstein diese Pressekonferenz heute gemacht hat – da komm ich mir einfach klein vor. Die unsäglichsten Fragen beantwortet er mit so viel Geist, so scheinbar spontan emotional, dabei völlig diplomatisch ausgewogen. Natürlich ahnt er alle Fragen, aber die Art, wie er sie beantwortet, macht das Ereignis einfach wichtig. CBS News und Washington Post und Prawda und alle waren da mit den ganzen kalkulierbaren Fragen – und jede Antwort, die er gibt, macht neugierig auf ihn. Der wändeeinreißende Justus-Charme (mit beachtlichem Russisch) ebnet sicher den Weg. Ich kann mich seit der Herausbildung meines schlechten Charakters nicht erinnern, wann ich je etwas so neidlos anerkannt habe wie seinen Erfolg. Was auf solcher Pressekonferenz auffällt, ist denn doch, dass Justus Frantz versiert Freundlichkeiten sagt, von denen ich unterstelle, dass er sie meint, denn genau das macht ihn stark. Er ist eben ganz ungebrochen. Ich lese den Satz noch mal und zögere. Aber es stimmt wohl. Sein Wille zur Harmonie lässt sich, mit Charisma, auf die Massen übertragen. Was er erreicht hat, ist, dass da, wo er das Sagen und das Spielen hat, nicht Konzerte gegeben, sondern Feste gefeiert werden. Heute Abend, vor dem Konzert im Gorki-Park hat er eine kleine, saloppe Rede in Russisch gehalten, und das ist einfach unnachahmlich gut. Was er sagt, tut niemandem weh, aber das ist schon etwas, denn Banales und Unprofessionelles tut ja bereits weh. Vor allem kommt dieses persönliche Moment ins Spiel, dass nicht nur Musik zelebriert, sondern zu den Leuten gesprochen wird. Vielleicht ist es ihnen wichtiger, dass jemand zu ihnen spricht, von dem sie sich gemeint fühlen, als die Musik zu hören.

Was Justus Frantz sagt, klingt allerdings immer etwas adrett. Was Bernstein auf der Pressekonferenz sagt – Bernstein wirkt, ich denke wohl: ist: betroffen, wenn er etwas sagt. Ich finde den Botschafter wirklich toll – aber, was er sagt und was Justus Frantz sagt, klingt immer artig. Was Bernstein sagt, klingt immer ungezo-

gen. Nämlich unbekümmert intelligent: Bernstein und Justus Frantz stellen zur Schau, dass sie ans Gute im Menschen glauben. Wer das glaubhaft tut, hat Erfolg.

Berlin, Dezember 1989

Harry rief an, Bernstein will zu Weihnachten Beethovens Neunte im Schauspielhaus dirigieren. Statt 'Freude, schöner Götterfunken' soll der Chor 'Freiheit, schöner Götterfunken' singen. Bernstein ist ein durch und durch politischer Mensch, was man beileibe nicht von allen Interpreten behaupten kann. Er trifft, wo immer er auf der Welt Gastspiele gibt, die Dirigenten der Politik des jeweiligen Landes und diskutiert mit ihnen den Zustand der Menschheit. Dabei hat Bernstein Visionen und Ausstrahlung. Kein Zweifel, wenn er ohne sein musikalisches Talent geboren wäre, hätte er ganz bestimmt einen sehr guten Ministerpräsidenten abgegeben – oder auch den Präsidenten eines Konzerns: er denkt strategisch und ökonomisch. Durchführen lässt er seine außermusikalischen Ideen dann lieber von den Angestellten, damit seine Popularität nicht unter seinen Beschlüssen und Verweigerungen leidet. Wie oft habe ich Journalisten und Künstler seufzen hören: „Bernstein ist so wunderbar, aber die Leute um ihn rum sind ganz schrecklich.“ Dann wundere ich mich noch immer über die Einfalt der Bittsteller; denn natürlich führt Bernsteins Umgebung nur das aus, was der Maestro vorgibt. – Aber Bernstein ist auch Idealist, und jetzt, nach dem Bröckeln der tMauer, lässt sich das Gutherzige mit dem Gutverkäufl ichten harmonisch verknüpfen.

Meran, Januar 1991

Ich freue mich so unendlich darauf, von jetzt an täglich mit dir um den Ententeich zu gehen. In zunehmendem Maße genieße ich die Regelmäßigkeit mehr als die Überraschung. Wir werden auf der Bank sitzen und die Enten beobachten, wie sie, scheinbar am Band gezogen, über die spiegelnde Fläche gleiten, und sie sehen aus, als seien es dieselben Enten wie letztes Jahr, und es sind doch seit sechsunddreißig Jahren immer wieder andere Enten. Und du wirst sagen, mein Gott, ich wollte doch dieses alte Toastbrot mitnehmen.

Das sagst du immer, werde ich sagen, und du wirst sagen, das sagst du auch immer, und ich werde widersprechen und sagen, nein, manchmal sag ich auch: Enten füttern ist albern, das macht dich alt, und du wirst sagen, ja, aber den Ausspruch hast du von mir übernommen. Und dann werden wir weitergehen, uns lieben und uns erinnern, und ich werde unsere 8872. Mahlzeit zubereiten, bevor wir unser 7998. Fernsehspiel sehen, und ich werde nicht wissen, was im Paradies anders sein könnte, solange ich nachts aufwache und du neben mir liegst und es mir egal ist, ob ich wieder einschlafe oder nicht, weil es genauso schön ist, neben dir wach zu sein wie neben dir zu schlafen.